

"Das romantische Amerika"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auch gleich heißen „Handarbeiten ebenfalls“, denn mit unbeugsamem Ernst, obwohl in schonendem Flüsterton, wurde uns und andern Harmlosen, die ihre kleine Handarbeit in Händen hielten, geboten, sie wegzulegen. Ein altes einfaches Dämchen, das glücklich stridend am hellen Fenster saß, machte uns besonders Eindruck, als es wahrhaft betrübt einpactete, sich mühsam erhob und hinaus ging. Einen bezeichnenden Blick warf es auf einige kartenspielende und laut schwachende „Damen“, deren Tätigkeit gewiß weniger erhebend war! „Ich hab' ja nix dagegen“, sagte der Aufseher, „aber der Hausmeister ist scharf drauf“. Das ist das einzige, was uns im Kurhaus Wiesbaden nicht gefiel.

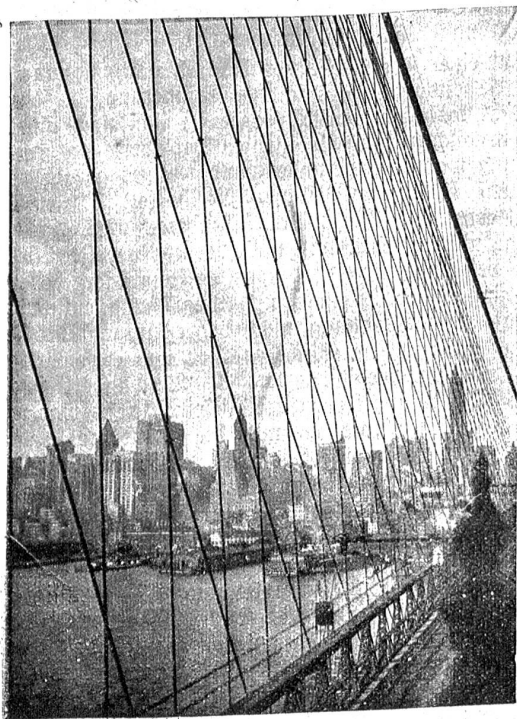
Ein sehr gemütlicher Anblick war dafür wieder der daneben liegende Saal mit der rotseidenen Wandbespannung und den weißen und roten Stühlen, auf denen eine ganze Anzahl von Schachspielern saßen. Ein Sonnenstrahl floß golden durch den schönen Raum und hob die fast ausnahmslos weißhaarigen klugen Köpfe in helles Licht.

Und so golden und warm und lockend schien die Sonne in die Räume, daß wir gerne das elegante Innere mit der beblühten Frühlingsflur vertauschten, uns auf eine stille Bank niederließen und dem Lied der lenkseligen Vögel lauschten.

„Das romantische Amerika“.

Von der unendlichen Fülle an Naturschönheiten Nordamerikas machen wir Europäer uns nur eine sehr unvollkommene Vorstellung; denn nur wenigen von uns ist es vergönnt, das große Land jenseits der Atlantic aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die über Amerika bisher geschriebenen Bücher aber sind in mancher Beziehung ungenügend, uns diese richtigen Vorstellungen zu verschaffen: sie beschreiben nur Teilgebiete oder sind mangelhaft illustriert; oder sie sind älteren Datums, und dann fehlen ihnen die erst seit kurzem der Touristik erschlossenen Gebiete.

Mit E. D. Hoppés Buch „Das romantische Amerika“, aus dem bekannten Sammelwerk „Orbis



New-York—Manhattan. (Verkleinerte Illustrationsprobe aus Hoppé: Das romantische Amerika, Verlag Frey & Wasmuth, Zürich.)

terrarum“, „Die Länder im Bilde“, aus dem Frey & Wasmuth-Verlage Zürich, liegt ein Werk vor, das wie

kaum ein zweites imstande ist, uns die romantischen Schönheiten der Vereinigten Staaten eindrucksvoll vor Augen zu



Palm Beach auf Florida. (Verkleinerte Illustrationsprobe aus Hoppé: Das romantische Amerika, Verlag Frey & Wasmuth, Zürich.)

führen. Hoppé hat die Union mit einer Kamera bereist, sagen wir es deutlicher: mit einer vortrefflichen Kamera und, was mehr ist, mit künstleraugen- und dem Blick für das Wesentliche und Einzigartige in der amerikanischen Welt. Sein Buch ist ein Bilderwerk mit einem einleitenden und erklärenden Text. An Hand von über 300 ganzseitigen (Großquart-Format) Abbildungen in Kupferdruck schildert uns der Verfasser die Eindrücke seiner Reise durch den nordamerikanischen Kontinent. Von New York aus ging sie der Ostküste nach bis zur Südspitze von Florida, durch die Südstaaten hinüber zur pazifischen Küste, von Los Angeles über San Franzisko hinauf in die Nordweststaaten und zurück über Chicago und die Staaten an den Großen Seen zur Atlantic und nach Washington.

Die Union ist nicht bloß in kultureller Beziehung das Land der Reichtümer und Gegensätze. Die Natur wetteifert mit den Menschen in Höchstleistungen und zwar sowohl qualitativ wie quantitativ. Kann man sich größere Gegensätze denken als Klima und vegetative Welt droben an der Mündung des Lorenzostromes und unten in Florida während des Januars? Dort eine eisgepanzerte tote Landschaft, hier reger Badebetrieb und Hochsaison in den fashionablen Hotels von Miami und Palm Beach. Oder wieder der Gegensatz zwischen der paradiesischen Fülle an Palmen, Cypressen, Mahagonibäumen, Korkeichen, Zedern, Buchen, Eschen und Tannen hier, und der Trostlosigkeit der Wüstengebiete von Arizona und Utha. Und kann man sich größere Gegensätze denken als die horizontweiten gelben Weizenfelder Kanadas und die himmelragenden Bergriesen in den Staaten Montana und Washington mit ihren weißen Gletschern und Firnfeldern?

Hoppé betont das Romantische in der nordamerikanischen Erscheinungswelt. Er beginnt mit den Wolkenkrakern auf Manhattan und führt uns dann durch die Industriestädte des Alleghanngebietes mit ihrer cyclopischen Massierung von Fabriksschloten, Riesenfräsen, Schwebbahnen, Hochofen und andern Eisenkonstruktionen, die alle ins Uebermaß gesteigert erscheinen. Das Gegenstück dazu

liefert die amerikanische Natur in den ungeheuerlichen Schluchten des Colorado Flusses, den Riesenbäumen des Yosemite, in den grotesken Turmbergen des „Tales der Monumente“ im Navajo Land (Arizona), in den abenteuerlichen Felslabrynten des Bryce Canyons und der wie von Cyclophen gebauten Regenbogenbrücke im Navajo Land (Utah). Ferner auch in den dampfenden Geysiren und himmelhohen Wasserfällen des Yellowstone-Parkes. — Eine andere nicht minder eindrucksvolle Parallele von menschenbedingtem und naturgeschaffenen Amerikanismus stellen die Industriestädte am Michigan- und Erie-See (Chicago, Detroit, Buffalo usw.), mit dem gigantischen Arbeitsrhythmus ihrer Getreideelevatoren, „Stoß Yards“, der Ford-Werke u. und die ewig donnernden Wassermassen des Niagara dar.

Hoppés Amerika-Bilderwerk ist in Hinsicht auf dieses Gegenständliche und Romantische großartig aufschlussreich und in vielen Stunden der Betrachtung nicht auszuschöpfen. Es empfiehlt sich in seiner gediegenen und vornehmen Ausstattung und buchttechnischen Ausstattung von selbst für bessere Privatbüchereien und öffentliche Bibliotheken.

Weißt du es noch?

Weißt du es noch, was du mir einst gestanden,
In jener Nacht? — Wir drehten uns im Kreise,
Laut pochte Herz an Herz nach eines Walzers Weise.
Im Lichterglänze lag der Saal. Girlanden
Und Rosenkränze schmückten Balustraden
Und wanden sich um Säulen, Fensterbogen.
Froh wiegten Paare sich in Walzerwogen;
Zum Freudenfeste waren all' geladen.

Ich hör' es noch. — Es kam mit scheuem Zagen
Ein bebend flüstern aus dem blassen Munde.

O, deine Seele gab mir heil'ge Kunde!
Fast schien es mir, als wärs ein wehes Klagen:
„Die Stunde flieht, der Traum hebt seine Schwingen,
Der uns gefangen hielt mit Zauberveranden.
— Es war einmal, da sich zwei Herzen fanden —
Schon morgen wird's aus weiter Ferne klingen.“

„Ob auch die Jahre flieh'n in flücht'gem Zagen,
Erinnerung bleibt mein treuer Weggefährte.
Es war einmal, da ich den Becher leerte
Des reinen Glücks — im Herzen werd' ich's tragen.“ —
So sprachst du leise. Und des Walzers Klänge
Erstarben zitternd in des Festes Hallen . . .
Von dunklen Wimpern sah ich Perlen fallen,
Ein Händedrud — und ich verlor dich im Gedränge.

Erwin Schlup.

Jakob Nothnagel.

Nomen est omen, soll der lateinische Schriftsteller Plautus gesagt haben. Inwieweit dieser Spruch bei Jakob Nothnagel seine Bedeutung hatte, mag der geneigte Leser selbst entscheiden. Eines aber ist sicher, er hatte mit seinem nicht gerade alltäglichen Namen seine liebe Not.

Schon in der Bezirksschule fing sein Kalvarienweg an. Da wurde er einst in der Geschichtsstunde nach der Regierungszeit Karls des Großen gefragt. Jakob oder Röbi, wie wir ihn nannten, mochte seine Aufgabe diesmal nicht gerade gut gelernt haben, denn er konnte sich der Jahreszahlen 768 und 814 absolut nicht erinnern. Da er unser mitleidiges Geflüster auch nicht zu deuten vermochte, blieb die gestellte Frage ohne Antwort. „Jakob“, rief der Geschichtslehrer, der sich auf seine Waise nicht wenig einbildete, „du hast mit dem berühmten Professor Nothnagel in Berlin ungefähr gleichviel gemein wie mit Karl dem Großen.“ Im Chor wurden nun dem guten Jakob die beiden Zahlen in die Ohren gebrüllt und die Stunde konnte ihren Fortgang nehmen.

In der Mathematik war Röbi nichts weniger als eine Glanznummer. Der Koststift des Lehrers richtete in seinen Rechnungsheften jeweilen ein gehöriges Blutbad an, und bei der Rückgabe der korrigierten Arbeiten fehlte eine gelassene Bemerkung selten. „Nothnagel“, sagte einmal der alte Küpfer, ein ergrauter Pädagoge, „Nothnagel, du wirst noch ein Nagel zu meinem Sarge!“

Obgleich ihm in den sprachlichen Fächern nicht jede Begabung fehlte, so verursachte unserem Jakob das Französische doch manche schwere Stunde. Die verschiedenen Merkmale der regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitwörter sind ja auch für einen guten Schüler böse Knacknüsse. Es war deshalb nicht zum Verwundern, als er einmal die zweite Konjugation mit der dritten verwechselte. Aber kaum war ihm das Wort entfahren, da tönte es vom Katheder her, so vernagelt könne nur ein Nothnagel sein; einem solchen brächte selbst ein Lehrer, der mit Engelszungen redete, nichts bei.

Nachdem nun allmählich der Nothnagel in allen möglichen und unmöglichen Variationen und Steigerungen abgewandelt war, mußte sogar sein harmloser, patriarchalischer Vorname herhalten. Jakob hatte das Mißgeschick, in jener Zeit Bezirksschüler zu sein, als Peter Rosegggers Bücher in unserer Gegend bekannt und gelesen wurden. Was war nun das Geschenk des genußvollen Steiermärkers an Nothnagel? Eigentlich nach all dem Vorangegangenen eine Selbstverständlichkeit. Röbi hieß nun „Jakob der Letzte“.

Daß wir, seine Mitschüler, in der Pause und auf dem Schulweg an seinem Namen ebensoviel Gefallen fanden wie die Lehrer, ist klar. Fast jeden Tag hatte einer von uns etwas zu „nageln“. Ja, es wäre geradezu schmähslich für uns gewesen, im Erfinden von Spitznamen hinter unsern Vorbildern zurückzustehen. —

Die Schuljahre vergingen. Das Leben stellte jeden auf einen andern Posten. Lange Zeit hörte ich nichts mehr von Röbi Nothnagel. Er habe eine kaufmännische Lehrzeit gemacht und sei Angestellter in einem Kolonialwarengeschäft geworden, berichtete einmal ein Freund, welcher mich auf der Durchreise grüßte. Bald darauf traf noch die Nachricht ein, Nothnagel habe sich verheiratet. —

Auf einer Ferienreise berührte ich vor ein paar Jahren Röbis Arbeitsort. Da mich die Erinnerung an seinen Namen nicht loslassen wollte, fragte ich ihn nach und erfuhr, er sei inzwischen zum Prokuristen befördert worden. Seine Wohnung war bald gefunden, und weil es gerade Sonntag war, traf ich ihn zu Hause. Er hatte sich ziemlich verändert, was eigentlich nichts besonderes war, da wir uns so lange nicht gesehen hatten. Aber ein verbitterter Zug in seinem Gesicht schien mir zu sagen, es könnte ihm besser gehen. Gleich nach Wiedererkennen und Begrüßung entschuldigte er sich, daß seine Wohnung nicht besser aufgeräumt sei. Die Putzfrau habe ihn im Stiche gelassen und er selber sei dieser Arbeit noch zu wenig gewachsen. Verwundert schaute ich ihn an. Der Mangel eines weiblichen Wesens war mir zwar schon aufgefallen, als er mir die Haustüre eigenhändig öffnete. „Ja, bist du denn nicht verheiratet? Diese Obliegenheiten stehen doch sonst der Hausfrau zu“, versetzte ich. „Verheiratet gewesen“, meinte er lakonisch. „Auf Antrag meiner Frau wurde unsere Ehe vor zwei Monaten geschieden.“ Auf meinen fragenden Blick erklärte er mir, seine Frau sei eigentlich nur seines Namens überdrüssig gewesen, ihr Advokat habe aber die Sache vor Gericht dermaßen schwarz auszumalen und darzustellen gewußt, daß der Richter die Scheidungsgründe als zureichend befunden habe.

„Erinnerst du dich noch“, fuhr er nach einer Weile fort, „wie viele Sorgen ich schon in der Schulzeit mit meinem Namen hatte? Nun, dieses Bed' hastet mir immer noch an. Eine Zeitlang glaubte ich, es sei alles in schönster Ordnung, aber in der letzten Zeit hat mir mein ehrlicher Name übler mitgespielt als je. Zuerst diese Scheidungs-geschichte, die mich manche schlaflose Nacht kostete, dann